

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Als Flora überraschend das Angebot erhält, ein altes Haus in den Westfjorden zu renovieren, sagt sie sofort zu. Ihr Leben liegt in Trümmern, sie lebt getrennt von ihrem Mann, die Kinder sind aus dem Haus, und jetzt hat sie auch noch ihren Job verloren. Bei ihrer Ankunft schneit es so heftig, dass die Landschaft, das Haus und das Dorf wie das Ende der Welt anmuten. Doch als sie die Organistin und drei Frauen aus der Fischfabrik kennenlernt und sie einen Chor gründen, kehrt Floras Lebenswille zurück. Gemeinsam machen sie sich auf den Weg, ihr Schicksal zu meistern.

Kristín Marja Baldursdóttir hat ein berührendes und intensives Buch geschrieben, das von Liebe und Freundschaft erzählt, und von den überraschenden Wendungen, die das Leben in völlig neue Bahnen lenken.

»Kristín Marja Baldursdóttir ist in Island eine sehr beliebte Autorin, und nach der Lektüre dieses Buches versteht man auch warum!« *Annemarie Stoltenberg*, ndr-Kultur, Juni 2018

Kristín Marja Baldursdóttir ist eine der prominentesten Schriftstellerinnen Islands. Sie erhielt für ihr Werk viele Auszeichnungen und Preise, zuletzt den »Falkenorden«, eine der höchsten Auszeichnungen des Landes. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in Reykjavík.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Kristín Marja Baldursdóttir

DAS
ECHO
DIESER
TAGE
Roman

Aus dem Isländischen von
Tina Flecken

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, September 2019

Die isländische Originalausgabe erschien
2016 unter dem Titel »Svartalogn« bei Forlagid, Reykjavík.
© Kristín Marja Baldursdóttir

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-29959-1

Schneefall

Eine Frau mit einem Koffer, eingesunken im Schnee.

Das Dorf war weiß, der Schnee blauschwarz im dämmrigen Winterlicht, die Häuser auf der Landzunge verteilt, die sich bis hinunter zum Meer und den Hang hinauf erstreckte, wo ich in einer Schneewehe feststeckte und mich fragte, ob jemand meine Ankunft beobachtet hatte. Die Landbevölkerung war neugierig, hatte ich gehört, doch ich sah niemanden zu dem Haus hinaufschauen, das ich in den kommenden Monaten streichen sollte.

Mit einem kräftigen Ruck befreite ich mich, nahm die Haustür ins Visier und watete entschlossen durch den Schnee, nur wenige mühsame Schritte, bis ich den Eingang erreichte. Die Tür war vom Schnee zugeweht, und ich musste ihn mit der Hand wegwischen, damit er nicht ins Haus fiel, wenn ich sie öffnete.

Anstelle des angenehmen Geruchs, der mich beim Betreten meiner eigenen Wohnung empfing, hing ein Mief in der Luft, wie ihn alte Möbel verströmen, die einsam vor sich hin ächzen, doch nachdem ich das Licht eingeschaltet und mich umgeschaut hatte, war ich positiv überrascht. Die Möbel waren verschlissen und abgenutzt, passten jedoch gut in diese Umgebung, ein altes isländisches Holzhaus. Die Wände waren grün, blaugrün bei näherer Betrachtung, und ich musste an die Farbeimer im Kofferraum denken.

Ich zog die Vorhänge auf, die so alt waren, dass sie Gefahr lie-

fen, zu zerreißen, wenn man zu stark an ihnen zerrte. Das Haus war kalt, man hatte mir gesagt, ich solle das Wasser andrehen und die Elektroheizung einschalten, sobald ich ankäme. Nachdem das erledigt war, ließ ich Wasser in einen Kessel laufen, denn ein guter, starker Kaffee war unerlässlich, bevor ich mich einrichtete. Dann hielt ich inne und lauschte, als wollte ich kontrollieren, ob mich jemand beobachtet hatte; die Stille im Haus war beunruhigend.

Ich ging wieder hinaus, spähte in alle Richtungen, nahm die alten Häuser am Hang unter mir in Augenschein, doch nichts regte sich, draußen war es genauso still wie drinnen. Ein Schauder durchfuhr mich, als ich mir vorstellte, dass alle das Dorf verlassen hätten oder tot wären, dass ich ganz alleine wäre. Alleine in den Westfjorden.

Erst später, nachdem ich aus dem Wagen alles ins Haus getragen hatte und nach Atem rang, sah ich Lebenszeichen im Dorf. Es war schon halbdunkel, die Straßenlaternen waren angegangen und beschienen Menschen, die vermutlich von der Arbeit kamen. Vor dem großen Gebäude unten auf der Landzunge herrschte reger Verkehr – ich war mir ziemlich sicher, dass es sich um die Fischfabrik handelte –, und von einem anderen Gebäude, anscheinend der Schule, kamen Kinder gelaufen.

Auf einmal gingen in der Kirche, die in der Mitte des Dorfes stand, alle Lichter an.

Die Wetteraussichten für die nächsten Tage waren schlecht, das hatte ich im Wetterbericht gesehen und deshalb für drei Tage Vorräte mitgenommen, falls es einen Schneesturm gäbe, ich eingeschneit würde und noch nicht einmal in den Dorfladen käme. Ich schloss den Kühlschrank an, und als er anfang zu surren, wirkte sofort alles gemütlicher. Dann räumte ich die Kühlwaren ein, stellte die restlichen Lebensmittel in die Vorratskammer neben der Küche und wunderte mich, dass nirgends auch nur ein Staubkörnchen zu sehen war, in einem Haus, das

monatlang leer gestanden hatte. Anschließend suchte ich nach einem Radio, denn seitdem ich allein lebte, schaltete ich immer das Radio ein, wenn ich von der Arbeit nach Hause kam, doch ich konnte keins finden. So ein Mist.

Man hatte mir gesagt, das Haus habe ursprünglich den Großeltern meiner Schwiegertochter gehört, und die Werkstatt des Großvaters, der Möbelschreiner gewesen war, befinde sich in dem benachbarten Schuppen. Ich hielt es für relativ wahrscheinlich, dass er bei der Arbeit Radio gehört hatte, das taten viele Handwerker. Im Flur hing ein Schlüsselschränkchen – unglaublich, wie viele Schlüssel die Leute horteten –, und ich nahm den, der mir am passendsten erschien, und steckte ihn in das Schloss am Schuppen.

Es handelte sich um eine ganz normale Schreinerwerkstatt mit einer alten Drechselbank und allen möglichen Werkzeugen, die ordentlich aufgereiht an der Wand hingen. In einer Ecke standen vier alte Schulpulte, je zwei und zwei aufeinandergestapelt. Solche Tische kannte ich aus meiner Kindheit, so hatten sie ausgesehen, bevor sie aus Kunststoff und Stahl waren. Der Schreiner hatte sie bestimmt restaurieren wollen, nur wozu, wusste niemand mehr. In einer anderen Ecke waren ein alter Rasenmäher, ein Schlauch, eine Schaufel und weitere Gartengeräte, und direkt neben der Tür stand eine Waschmaschine. Darüber waren Wäscheleinen bis zur nächsten Ecke gespannt.

Keine Spur von einem Radio, also würde ich auf meinem Laptop, bei dem der Ton ziemlich dumpf klang, Musik hören müssen. Immerhin gab es im Wohnzimmer ein kleines Regal mit alten Büchern, die ich noch nicht gelesen hatte: jede Menge gebundene Ausgaben der alten Zeitschrift *Dvöl*, die Geschichte der norwegischen Könige *Heimskringla*, klassische Romane von Porgils Gjallandi, *Vom Eismeer zum Dschungel*, *Königin Elisabeth I. von England* und *Maria Stuart* in isländischer Übersetzung und noch viele mehr, fast alle kurz vor oder nach dem Krieg

gedruckt und gebunden. Damit würde es mir bestimmt nicht langweilig werden. Ich brachte die Farbeimer in den Schuppen, alle bis auf einen, und begann mit dem Auspacken.

Auch wenn die Treppe ziemlich schmal war, schaffte ich es irgendwie, den Koffer auf den Dachboden zu bugsieren, räumte ihn im hinteren Zimmer aus, legte die Bücher auf den Nachttisch und den Kleinkram in die Kommodenschublade und hängte die wenigen Kleidungsstücke, die ich dabei hatte, in den kleinen Kleiderschrank. Das Kleid, das ich in Boston gekauft hatte, kam ganz nach hinten, denn ich hatte mir angewöhnt, es vor mir selbst zu verstecken, weil ich mich für meine Verschwendungssucht schämte.

In der alten Küche kochte ich Schellfisch, aß am Esstisch im Wohnzimmer und schaute dabei aus dem Fenster. Die meisten Häuser im Dorf waren nun hell erleuchtet, und das Meer verschwand in der Dunkelheit. Es war stark bewölkt, der Mond schlief. Ich fragte mich, was die Leute wohl denken würden, wenn sie mitten im Winter im Haus des Schreiners Licht sahen. »Hey, da ist jemand im Haus des alten Schreiners! Ach, wirklich? Ja, guck mal, steht da nicht ein Auto in der Straße unterhalb des Hauses?« Vielleicht würde sich jemand aufmachen, um nachzuschauen, ob ein Einbrecher am Werk war, das hätte mich nicht gewundert.

Ich ging erst ins Bett, nachdem die Lichter in den Häusern unterhalb eins nach dem anderen erloschen waren. Dann schloss ich die Haustür ab und ging nach oben. Eine kleine Lampe ließ ich die ganze Nacht brennen. Wenn ich sie ausmachte, wurde die Dunkelheit so übermächtig, dass ich meinte, in einer Gruft eingesperrt zu sein. Obwohl ich so etwas natürlich noch nie erlebt hatte. In Reykjavík fiel immer ein wenig Licht durch die Vorhänge. Ich las lange in einem meiner Lieblingsbücher, das über die arktische Witterung und das Klima auf verschiedenen Kontinenten.

In der Stille hörte ich ein Rauschen, wie von einem fernen Fluss oder kleinen Wasserfall.

Als ich an dem kleinen Küchentisch meinen Morgenkaffee trank, fühlte ich mich wie in frühere Zeiten zurückversetzt. So hatten sie dagesessen, die alten Frauen mit ihren Tassen, und darauf gewartet, dass die Dunkelheit dem neuen Tag wich. Zu meiner Überraschung hatte ich geschlafen wie ein Stein und überhaupt nicht an die Kündigung und die Leute auf der Arbeit gedacht, wie sonst immer kurz vor dem Einschlafen und nach dem Aufwachen. Die neue Umgebung hatte die alten Gedanken verschluckt.

Allerdings nur für kurze Zeit.

Gegen elf würde es hell werden, dann wollte ich loslegen, oder zumindest schon mal die Farbeimer und Pinsel inspizieren und entscheiden, wo ich anfangen würde. Ich sollte alles cremeweiß streichen, bis auf die Treppe, die durfte ihre ursprüngliche Farbe behalten. Nach kurzer Überlegung hielt ich es für das Vernünftigste, mit der Vorratskammer zu beginnen, die eignete sich am besten zum Üben. Ich hatte seit Jahren nicht mehr gestrichen. Ich hatte schon immer gerne Farbe umgerührt und hielt mich lange damit auf, bevor ich ein wenig Farbe in eine kleine Farbwanne kippte, die ich beim Streichen in der Hand halten konnte. Dann räumte ich die Vorräte beiseite, die ich auf einem der Regale verstaut hatte, und begann mit der ersten Wand.

Während ich gemächlich mit dem Pinsel über die Spalten der Holzpaneele strich, fiel mir plötzlich auf, wie seltsam es war, dass ich, eingezwängt in einer engen Vorratskammer im äußersten Westen des Landes, eine Wand anstrich. Dabei fiel mir fatalerweise auch auf, dass ich im Grunde seit meiner Kündigung eingesperrt war. Ich hatte mich abgekapselt. War kaum mehr rausgegangen. Und dort in der Vorratskammer, als die vier Wände mich schier zu erdrücken schienen, wollten meine Gedanken ausbrechen.

Ich sah mich selbst in den ersten Monaten nach der Kündigung. Sah mich rastlos durch die Wohnung streifen, abends vor dem Fernseher hängen. Ich war nicht in der Lage gewesen, zu lesen, geschweige denn im Internet zu surfen, hatte mich davor gefürchtet, ins Bett zu gehen, weil ich nicht einschlafen konnte, und schlief dann so lange, dass ich fast den ganzen Tag verpasste. Ich ging nur einkaufen, wenn in den Geschäften nichts los war, damit ich nicht Gefahr lief, jemanden zu treffen, der sagte: »Ach, hi, bist du nicht im Büro?« Nicht zu arbeiten galt in Island als Kapitalverbrechen, und Müßiggang wurde einem nur verziehen, wenn man aus Altersgründen schon einen Tatterich hatte. Immerhin wusch ich meine Wäsche, das musste man mir lassen, putzte wie in Trance meine Wohnung und schickte meiner Tochter in Australien E-Mails, in denen ich sie andauernd fragte, ob sie nicht bald zurückkommen wolle, worauf sie jedes Mal antwortete: »Mama, das wird schon wieder.« Doch nichts wurde wieder, ich war ausgebrannt und deprimiert, zu nichts nutze. Mein Sohn kam mit den beiden Enkelkindern vorbei, ich backte für sie Kuchen, und er sagte: »Mama, das wird schon wieder, bewirb dich einfach weiter, das ist das Wichtigste.« Also bewarb ich mich hier und dort, meldete mich bei Arbeitsvermittlungen, doch nichts half, Frauen in meinem Alter und mit meiner Berufserfahrung schienen nicht gefragt zu sein. Im Hochsommer war Urlaubszeit und bei den Firmen nicht viel los, die Jobsuche war zwecklos, deshalb fuhr ich mit meinem Sohn und seiner Familie ins Sommerhaus, spielte mit den Kindern, grillte und saß in der Abendsonne auf der Terrasse. Doch bevor ich mich versah, war Herbst, es wurde wieder kälter, und ich bekam kein Gehalt mehr ausgezahlt. Von diesem Moment an ergriff die Angst von meinem Körper Besitz. Herzrasen, Unterleibschmerzen, Rückenschmerzen, die sich bis hinauf in den Kopf zogen, undefinierbare Schmerzen im ganzen Körper. Bestimmt Fibromyalgie, ich hatte gelesen, diese Krankheit sei eine häufige

Folge von Schocks, Unfällen oder chronischem Stress. Ich konnte nicht schlafen, hatte Angstzustände und war lethargisch. Es fühlte sich an wie eine posttraumatische Belastungsstörung, als hätte man mir körperliche Gewalt angetan.

»Sie fanden dich ein bisschen spießig«, sagte meine Kollegin Irpa einmal leise zu mir, als sie mich nach der Kündigung besuchte.

»Spießig?«, entgegnete ich. »Was soll denn das heißen?«

»Vermutlich, dass man unsexy ist«, antwortete Irpa.

Ich war also nicht attraktiv. Spießig. Das bedeutete zweifellos auch langweilig und leicht zu durchschauen.

»Aber du warst eine sehr gute Mitarbeiterin«, fügte Irpa hinzu.

»Warum wurde mir dann gekündigt?«, klagte ich, worauf Irpa mich darauf hinwies, dass im Vertrieb und Marketing auch anderen Leuten gekündigt worden sei, das dürfe ich nicht vergessen. Ich kannte diese Leute, es handelte sich lediglich um zwei Kollegen, mit denen ich zu Mittag gegessen, Kaffee getrunken, geplaudert und gescherzt hatte. Sie waren im selben Alter wie ich.

Ich hätte nie vermutet, dass mein Verhalten oder mein Lebensstil einmal entscheidenden Einfluss auf meinen Job haben könnten, auch wenn ich manchmal nachts wach geworden war und mir Gedanken über das Verhältnis zu meinen Vorgesetzten und Kollegen gemacht hatte, über meine Arbeitsweise. Sie fanden mich also spießig, beziehungsweise unsexy? Musste man denn sexy sein, um einen Bürojob auszuüben? »Vielleicht wollten sie die Belegschaft verjüngen«, meinte Irpa entschuldigend, als wäre sie dafür verantwortlich. Später erzählte sie mir, nur zwei Wochen nach meiner Kündigung habe eine junge Frau meine Stelle übernommen. Sie habe sich mit einem niedrigeren Gehalt abgefunden, sei aber besser qualifiziert als ich.

Im November war ich dann mit den anderen nach Boston

zum Weihnachts-Shopping gefahren, mit Irpa und zwei weiteren Frauen, Emma und Dúfa. Sie waren alle jünger als ich, Irpa kurz vor ihrem Fünzigsten und die anderen um die vierzig. Irpa hatte mich gefragt, ob ich mitkommen wolle, das würde mir guttun, ihr sei klar, dass ich nach der Kündigung in ein Loch gefallen sei, so eine Reise würde mich aufmuntern, außerdem bräuchten sie noch eine vierte Person. Mein Sohn hatte mich zu der Reise gedrängt, mir sogar Geld überwiesen, damit ich auch ganz bestimmt fahren würde. Natürlich wusste ich, dass meine ehemaligen Kolleginnen nur eine Mitreisende brauchten, um die Hotelkosten zu senken, und sich für mich entschieden hatten, weil andere, geselligere Frauen keine Zeit hatten, aber ich freute mich trotzdem über die Einladung, denn ich war zu der Zeit nicht allzu begehrt. Also ging ich zum Friseur und ließ mich ein bisschen aufhübschen. Dennoch würdigte der Sicherheitsbeamte am Bostoner Flughafen mich keines Blickes.

Die Reise nach Boston veränderte alles. Wenn ich nicht mitgefahren wäre, wäre ich nie hier gelandet, in einer Vorratskammer in den Westfjorden.

Plötzlich meinte ich, einen dumpfen Schlag zu hören, und machte mich auf die Suche nach der Ursache, entdeckte aber nichts Ungewöhnliches. Im Wohnzimmer war alles ruhig. Ich blickte durch alle Fenster nach draußen, sah jedoch nichts als Schnee und noch mal Schnee, der Garten war darin versunken. Ich öffnete die Haustür, um nachzuschauen, ob mein Auto noch da wäre, was selbstverständlich der Fall war, schließlich hatte ich es fertiggebracht, mich in einer Schneewehe direkt neben dem Tor festzufahren. Dabei fiel mein Blick auf meine eigenen Fußstapfen im Schnee, in den ich am Tag zuvor knietief eingesunken war. Das ging natürlich nicht, jeder normale Mensch hätte selbstverständlich den Gehweg freigeschaufelt. Also packte ich mich warm ein, holte eine Schaufel aus dem Schuppen und machte mich an die Arbeit. Ich rechnete damit, oder vielleicht hoffte

ich es auch, dass jemand am Haus vorbeigehen, mich draußen im Schnee sehen, mir einen guten Tag wünschen und sich kurz mit dem Neuankömmling unterhalten würde. Doch diese Hoffnung war vergeblich, denn das Haus stand in einer der höher gelegenen Straßen, in die es nur selten jemanden verschlug.

Es war höchste Zeit gewesen, denn der Schnee war in der Nacht so festgefroren, dass meine Schultern und Handgelenke schon nach wenigen Minuten schmerzten. Als ich eine Pause einlegte, mich auf die Schaufel stützte und in den Schneedunst blickte, wurde mir die Absurdität der Situation bewusst. Was machte ich hier eigentlich? Alleine in den Westfjorden, um ein Haus zu streichen und Schnee zu schippen? Eine Frau, die ihr ganzes Leben lang gearbeitet und Steuern bezahlt hatte, die in jeglicher Hinsicht eine vorbildliche Staatsbürgerin gewesen war und aufgrund ihrer Stellung und ihres Alters ein komfortables Leben hätte führen sollen – was machte die hier? Die Absurdität verlangte nach einer Diagnose, so wie jede andere Krankheit auch. Obwohl ich es eigentlich gar nicht wollte, rief ich mir den Vorfall ins Gedächtnis, oder vielleicht war es die andere Frau in mir, die das machte.

An den ersten Tagen nach meiner Rückkehr aus Boston war ich müde gewesen.

Völlig normal bei einem Jetlag, doch abgesehen davon war ich froh, wieder zu Hause in meiner kleinen Wohnung zu sein. Ich sah die Post durch – an der Jobfront hatte sich nichts getan –, rief meinen Sohn an und erzählte ihm kurz von der Reise, vom Wetter und wie gut die Bostoner gekleidet seien, schrieb meiner Tochter dasselbe, bezog das Bett frisch, stellte die Waschmaschine an und hängte das schöne Kleid auf, ganz hinten in den Kleiderschrank. Erst fünf Tage später merkte ich, dass ich immer noch müde und schlapp war. Ich schleppte mich vom Bett ins Wohnzimmer, wo ich die meiste Zeit des Tages wie ein

nasser Sack herumsaß. Mein Frust hatte offenkundig den Höhepunkt erreicht: Müdigkeit, Antriebslosigkeit, Trägheit, destruktive Gedanken. Ich beschwor alles Vergangene herauf, was mich in irgendeiner Weise runterziehen konnte.

So verging die Zeit bis Ende November, ich befand mich in einem Dämmerzustand. Anfang Dezember machte sich eine gewisse Unruhe in mir breit, eine unterdrückte Gereiztheit, die nur darauf wartete, hervorzubrechen. Mein Stimmungswechsel ähnelte einem Barometer, das fällt, obwohl es nicht berührt wurde. Selbstverständlich ist dann ein Tiefdruckgebiet im Anzug.

Endlich raffte ich mich auf, die Weihnachtsgeschenke zu kaufen, die ich eigentlich in Amerika hatte kaufen wollen, und als ich an der Kasse bezahlte, vielleicht ein bisschen abgelenkt beim Gedanken an meine prekäre Finanzlage, fiel mir wieder ein, was die Frauen an unserem letzten Tag in Boston gesagt hatten, als das Gespräch auf meinen alten Arbeitsplatz gekommen war. Sie ließen sich über den Tratsch in der Cafeteria aus, und Emma sagte: »Wusstest du nicht, wie man über Frauen wie dich in der Cafeteria geredet hat? Dass diese alten Schrullen für die Firma ein Klotz am Bein seien und dass sie ein junges, frisches Image bräuchte?« Während ich dort an der Kasse darüber nachdachte, stieg die Wut in mir hoch. In was für einer Gesellschaft lebte ich eigentlich?

Zurück zu Hause dachte ich an den ganzen Unsinn, den die Leute von sich gegeben hatten und dem ich immer widerspruchslos Folge geleistet hatte. Ich kramte die banalsten Dinge hervor: Wie meine Mutter mich nach dem Abitur gedrängt hatte, ein Lehramtsstudium aufzunehmen, obwohl ich viel lieber zum Jobben ins Ausland gegangen wäre, und natürlich hatte ich gehorcht. Wie mein Ex-Mann mir in den Ohren gelegen hatte, ich solle den Job wechseln, aus dem Schuldienst in die Privatwirtschaft gehen, da würden viel bessere Gehälter gezahlt, und selbstverständlich hatte ich gehorcht. Alles, was andere sagten,

klang so vernünftig. Also hatte ich mich untergeordnet, war eine gute Mutter gewesen, eine perfekte Hausfrau, eine aufopferungsvolle Ehefrau, eine gewissenhafte Mitarbeiterin, hatte von neun bis fünf oder länger im Büro gearbeitet und danach bis zehn oder länger zu Hause, mich alleine um die Kindererziehung und den Haushalt gekümmert, während mein Mann in seiner Firma aufstieg, was Vorrang hatte, weil er mehr verdiente als ich. Dabei hatte ich ein abgeschlossenes Studium und er nicht.

Warum hatte sich nichts geändert? Hatte meine Mutter Anfang der siebziger Jahre etwa nicht für die Gleichberechtigung gekämpft? So vehement, dass ihre Ehe dabei fast zu Bruch gegangen war? Ihre Gesundheit womöglich auch, denn danach kam sie nie wieder richtig auf die Beine. Wie war es möglich, dass ich Anfang der Neunziger immer noch weniger verdient hatte als mein Mann und dabei noch den gesamten Haushalt schmiss? Passierte denn gar nichts? Veränderte sich nichts? Was war der Dank für diesen jahrelangen gesellschaftlichen Gehorsam? Das Ergebnis meiner Mühen ließ sich in einem Satz zusammenfassen: »Wir können Sie nicht mehr gebrauchen, bitte räumen Sie Ihren Schreibtisch.«

Das hatte ich nun davon, dass ich so gehorsam war.

Ich stromerte durch die Wohnung wie ein Löwe im Käfig, und in diesem Moment kochte die Wut über, und ein mir bislang fremdes Gefühl überkam mich. Ich wurde bockig und beschloss, es nicht mehr allen recht zu machen. Ich warf mir den Mantel über, stürmte zum Friseursalon und verlangte nach einer Kurzhaarfrisur. Als ob das die Lösung wäre. Dies war der Beginn meiner Dezember-Revolution, ein Bubikopf. Was darauf folgte, war nur die natürliche Fortsetzung des ersten Akts. Zur gesellschaftlichen Hörigkeit gehörte meiner Ansicht nach neben Pflichtgefühl und Gehorsam auch der Anspruch, gut auszusehen, was nur Zeit- und Geldverschwendung war. Ich warf sämtliche Kosmetikartikel in den Müll. Sehr angenehm, sich

weder frisieren noch schminken zu müssen. Dann stopfte ich die hochhackigen Schuhe und die abscheulichen Strumpfhosen, die so eng waren, dass man sich beim Hineinquetschen fast die Rippen brach, in eine Plastiktüte und brachte sie geradewegs zur Mülltonne.

Das war zwar nicht die Befreiung der Welt, ich änderte nicht den Lauf des Universums, fühlte mich aber besser. Ich redete mir ein, dass ich nun selbst das Ruder übernehmen würde.

Dabei wollte ich es fürs Erste belassen, ich genehmigte mir ein Glas Weißwein, um meinen Triumph zu feiern, und es mag sein, dass mir der Alkohol zu Kopf stieg, da war ich ein bisschen empfindlich, denn in einem Anflug von Selbstgefälligkeit bewunderte ich mich für meinen Mut. Natürlich brauchte man Mut, um sein Aussehen radikal zu verändern und die Merkmale der eigenen Geschlechtszugehörigkeit auszumerzen, zumindest oberflächlich. Ich grübelte darüber nach, warum das Aussehen und das Verhalten der Menschen seit Jahrhunderten vom Geschlecht bestimmt war, beziehungsweise wer darüber bestimmt hatte. Denn selbstverständlich erforderten hohe Absätze ein bestimmtes Auftreten. Besonders schnell kamen Frauen damit nämlich nicht voran.

Ich saß also auf meinem Stuhl, kurzhaarig, in Jeans, kariertem Hemd und barfuß, und wollte unbedingt wissen, ob Männer sich gegenüber einer maskulin gekleideten Frau anders verhalten würden als gegenüber einer Frau mit langen Haaren und Stöckelschuhen. Ob sie der Ersten, die sich anzog wie sie, mehr Respekt entgegenbringen würden als der Zweiten, die sich regelkonform kleidete, um ihnen zu gefallen.

Und das muss wohl der Moment gewesen sein, an dem ich übers Ziel hinausschoss.

Ich schlüpfte in ein altes Jackett meines Ex-Mannes, das ihm rasch zu klein geworden war, denn er war zwar kein Riese – wir waren gleich groß –, aber ziemlich in die Breite gegangen. Das

Jackett war aus einem so edlen Stoff, dass ich es in meinen eigenen Kleiderschrank gehängt und nie weggeworfen hatte. Dieses Outfit toppte ich noch mit knöchelhohen Wanderschuhen und einem Unisex-Anorak und betrat nach einem kurzen Spaziergang durch den beißenden Nordwind die nächste Kneipe.

Wie ein Mann steuerte ich direkt auf die vollbesetzte Theke zu – es war Wochenende und schon nach Mitternacht – und bestellte mir ein großes Bier. Ich wurde nicht unfreundlich aufgenommen, der Mann neben mir quatschte mich sofort an und klagte über die hohen Mietpreise, und bevor ich mich versah, steckte ich mitten in einer angeregten Diskussion über den Wohnungsmarkt. Niemand schenkte meinem Bubikopf besondere Beachtung. Entweder standen die meisten unter beträchtlichem Alkoholeinfluss oder waren es gewohnt, dass schräge Vögel in der Kneipe aufliefen, doch ich wurde bald müde von dem Lärm und wollte mich auf den Heimweg machen. Die Situation hatte ihren Reiz verloren, ich war zu alt für solchen Quatsch.

Und dann kam der Hieb. Drei Randalierer, die sich widersetzt hatten und aus der Kneipe geflogen waren, stritten sich vor der Tür, grölten herum, und – wie sollte es auch anders sein – als ich an ihnen vorbeiging, rammte mir einer von ihnen brutal den Ellbogen in die Seite. Ich weiß nicht, ob es Absicht gewesen war, jedenfalls wurde ich sauer, der Alkohol brachte wohl die Proletin in mir zum Vorschein, und stieß die drei Worte »Du blödes Arschloch!« hervor, während ich mir die Seite hielt. Woraufhin ich auf die Fresse bekam, wie man so schön sagt. Einer der Typen versetzte mir einen so heftigen Schlag, dass ich zu Boden ging. Als wäre das noch nicht genug, packte er mich, riss mich hoch, schleuderte mich gegen die Wand, ballte wieder die Faust und hätte mir wahrscheinlich sämtliche Knochen gebrochen, wenn seine Kumpels nicht eingegriffen hätten. Sie beschworen ihn, damit aufzuhören, und riefen: »Hey, lass doch die alte Lesbe in Ruhe.«